

nen befragt, die in digitalen Erinnerungsgruppen bei Facebook aktiv sind. Darüber hinaus wurden im Rahmen einer quantitativen Inhaltsanalyse Posts und Kommentare analysiert, die in fünf derartigen Gruppen vorgebracht worden sind. Das verwendete Material ist dabei weder sonderlich aktuell (die Stichprobe der Inhaltsanalyse datiert beispielsweise auf die Jahre 2014 und 2015), noch vermag es wegen der Intransparenz des Facebook-Algorithmus repräsentativ zu sein. Beides stellt jedoch kein Defizit dar, da das Thema aus Sicht der Kommunikationswissenschaft vor allem einer theoretischen wie empirischen Grundierung bedurft hat. Beides ist Manuel Menke in höchst erfreulicher Weise gelungen: „Mediennostalgie in digitalen Öffentlichkeiten“ ist eine jener Studien, deren Überfälligkeit erst bei ihrer Veröffentlichung deutlich wird. Sie ist auch über die Fachgrenzen hinaus relevant und stattet das Fach mit Perspektiven aus, die in dieser Anschlussfähigkeit bislang nicht entwickelt worden sind. Etwas Positiveres vermag man über eine Schrift, die zugleich eine Dissertation darstellt, wohl kaum zu sagen.

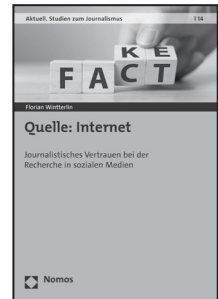
Alexander Godulla, Leipzig

Florian Wintterlin: *Quelle: Internet. Journalistisches Vertrauen bei der Recherche in sozialen Medien. Baden-Baden: Nomos-Verlagsgesellschaft 2019 (= Aktuell. Studien zum Journalismus, Band 14), 280 Seiten, 54,00 Euro.*

Ende der 1920er, Anfang der 1930er Jahre äußerte sich Bert Brecht einige Male zur Funktion des damals noch neuen Massenmediums Rundfunk (bzw. Radio). In späteren Diskussionen darüber empfand man als wichtigsten seiner Standpunkte den Satz, der Rundfunk sei aus einem *Distributionsapparat* in einen *Kommunikationsapparat* zu verwandeln.

Seit gut zehn Jahren könnte Brecht sich freuen. Die Massenmedien konventionellen Typs, auch der Rundfunk, haben sich zwar nicht geradeaus in Kommunikationsapparate verwandelt, aber auf paralleler Spur sind ihnen in den Kommunikationsmöglichkeiten des *Internets*, insbesondere den Social Media, Chancen und zugleich Konkurrenten erwachsen, die aus dem Brechtschen *Hörer* (Rezipienten, User) einen potentiellen *Lieferanten* machen können.

Mit den also in Umlauf gesetzten Inhalten ist es so eine Sache: Sind sie glaubwürdig? Die Frage ist deshalb so wichtig, weil



sie nicht nur individuellen User-Rezipienten, sondern auch den konventionellen Massenmedien als Quellen dienen. Genau damit befasst sich Wintterlins Buch: „Quelle: Internet“.

Normalerweise nutzen die Massenmedien nur verlässliche, glaubwürdige Quellen, z. B. Nachrichtenagenturen, unter Vertrag stehende In- und Auslandskorrespondenten, persönlich bekannte und erprobte regelmäßige Mitarbeiter, gelegentlich auch solche Beiträger, deren Status (z. B. Prominenz, Beruf, Expertise) Glaubwürdigkeit verspricht. Die Massenmedien sind vorsichtig. Selbst Jahrzehnte lang erprobten Nachrichtenquellen können mitunter Walter Hömbergs *Grubenhunde* zulaufen, und so halten

Wintterlin schlägt Vertrauen als Ersatz für Verifikation vor, wenn deren Anwendbarkeit eingeschränkt worden ist.

Großmedien z. B. an der Institution der Auslandskorrespondenten fest, deren Aufgabe die professionelle Augen- und Zeitzeugenschaft ist, woraus dann ihre Berichterstattung hervorgehen soll. Inzwischen aber kommen – per Internet – die *user generated contents* hinzu. Diese sind u. a. aus den Social Media abschöpfbar. Der Profi-Journalismus ist gezwungen, neue Strategien zu entwickeln, „um mit Geschwindigkeit und Fülle des Materials auf Social-Media-Plattformen umzugehen“, sagt Wintterlin (S. 39). Die üblichen Verfahren der *Verifikation* einer Meldung unterlägen der Erosion, und zwar umso mehr, je mehr es sich um *distanzierte Quellen* handelt, wobei hier durchaus von räumlicher Distanz die Rede ist. (Kein noch so versierter und/oder angesehener Korrespondent wird in eine terrorbesetzte Stadt hineingelassen, während inmitten der wieder und wieder im Fernsehen gezeigten Trümmerlandschaften die Twitter-Verbindungen auf wunderbare Weise weiterfunktionieren.)

Wintterlin beschreibt und belegt solche Gegebenheiten. Resultat u. a.: Die üblichen Verifikationsroutinen seien überfordert. Er entscheidet sich für „Vertrauen als Lösungsstrategie“ (S. 66). Vertrauen kennen wir nicht nur aus dem Alltag, sondern auch seit 1968 als Luhmanns „Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität“. Bei Wintterlin soll es jedoch – ich vereinfache – als Ersatz für Verifikation dienen können, wenn deren Anwendbarkeit z. B. wegen der „Knappheit der Zeit“ (auch Luhmann) eingeschränkt worden ist.

Um den Bericht zur journalistischen Lage und den Vorschlag der Alternativstrategie Vertrauen schlüssig zu machen, hat der Autor drei aufwendige Studien durchgeführt: (1) eine Inhaltsanalyse, deren Materialbegrenzung höchst sinnvoll Krisenberichterstattung lautet und die nach Rolle und Bedeutung der

„Einbindung von Social Media-Material“ in die journalistische Arbeit fragt; (2) eine Journalistenbefragung (qualitative Leitfaden-Interviews), die herausfinden will, wie die Berufsgruppe sich mit der notwendig gegebenen Unsicherheit im Umgang mit Quellen arrangiert: das „Sich-Verlassen auf etablierte Quellen“, neuerdings die exponentiell gewachsene Zahl neuartiger, eben distanzierter Quellen, wie sie die Social Media bereitstellen; (3) die Überprüfung von Merkmalen und Arbeitskontexten, welche Journalisten bei der Wahl von Verfahren der Vertrauenswürdigkeit beeinflussen: mittels einer quantitativen Befragung.

Gefestigte Schluss-Aussagen gibt es eigentlich nur zu zwei Themen: (1) Distanzierte Quellen, die nicht etabliert sind und deren Inhalte nicht über etablierte Wege hereinkommen, sind trotzdem durchaus relevant, d. h. heutzutage für eine (mindestens angestrebte) umfassende Berichterstattung aus Krisengebieten unabdingbar. Die größere Ungewissheit kann nicht durch mehr oder besser abgesicherte Informationen, sondern durch diese oder jene Anwendungsvariante von Vertrauen vermindert werden. Hinweise auf Ungewissheiten sind gelegentlich in der öffentlichen Präsentation vorhanden, etwa darin, dass das Publikum darauf aufmerksam gemacht wird, „dass die Vertrauenswürdigkeit des Materials nicht vollständig überprüft werden konnte“ (S. 253).

(2) Journalisten gehen verschieden mit diesen neuen Zuflüssen um, gewähren ihnen aber in der Regel einen Vertrauensvorschuss. [Den sie früher vielleicht nicht gewährt hätten!? Fragt sich der Rezensent.]

Eine Feststellung und zwei Fragen zum Schluss:

1. „Quelle: Internet“ ist ein wichtiges Buch, nicht nur für Journalisten, sondern auch für Wissenschaftler und Studierende, weil es anschlussfähig ist an die journalistische Praxis, die wissenschaftliche Forschung und Lehre. Auf allen drei Ebenen fördert es einen sensiblen Umgang mit neuen Quellen.
2. Warum ringt sich der Autor nicht dazu durch, sich wenigstens dann und wann des alten Begriffs „Quellenkritik“ im Verständnis der Historischen Methode zu bedienen? Methodologisch, mindestens aber bei der Begriffs-Präzisierung, hätte ihm das an einigen Weg-Gabelungen helfen können.
3. Warum sagt er nicht wenigstens in einer Anmerkung, dass „Verifikation“ eigentlich das im Kopf des empirischen Sozialwissenschaftlers verpönte Gegenstück